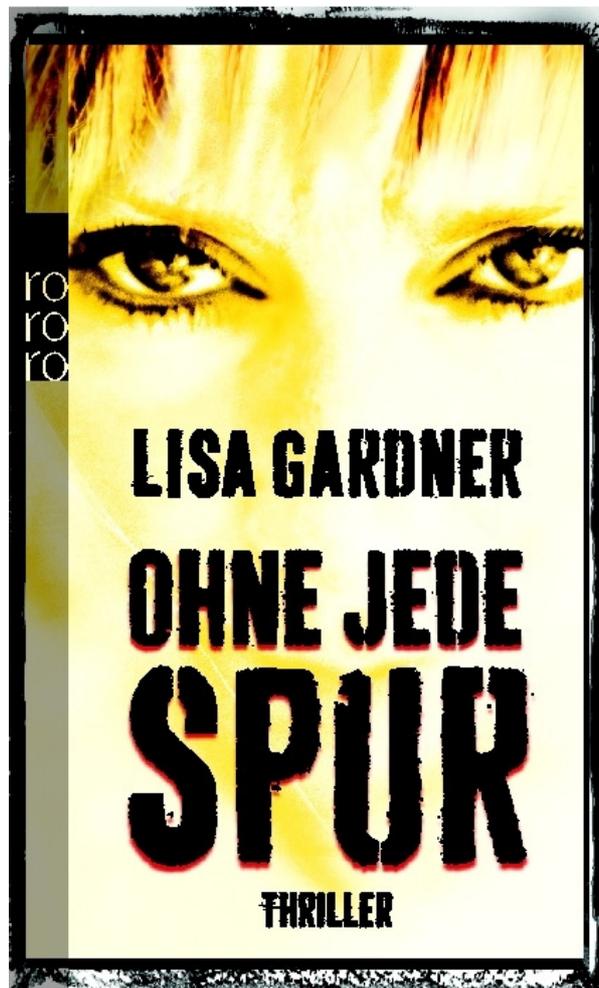


Leseprobe aus:

Lisa Gardner

Ohne jede Spur



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Lisa Gardner

**OHNE
JEDE
SPUR**

Thriller

Aus dem Englischen
von Michael Windgassen

**Rowohlt
Taschenbuch
Verlag**

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel «The Neighbor»
bei Bantam Books/Random House Publishing Group, New York.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, August 2011

Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«The Neighbor» Copyright © 2009 by Lisa Gardner

Redaktion Jan Valk

Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther

(Umschlagabbildungen: plainpicture)

Satz Warnock Pro (InDesign)

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 25557 1

1. KAPITEL

Ich habe mich schon immer gefragt, was in Leuten vor sich geht, die nur noch wenige Stunden zu leben haben. Spüren sie, dass etwas Grauensvolles passieren wird? Wünschen sie sich ihre Liebsten in der Nähe? Oder geschieht da einfach nur etwas, was wie vieles andere auch unausweichlich ist? Die Mutter von vier Kindern, die ihre Kleinen zu Bett bringt, in Gedanken bereits bei der Fahrgemeinschaft am nächsten Tag und der Wäsche, die noch zu machen ist – nimmt sie das Ende womöglich wahr wie ein unheimliches Knarren der Dielen im Flur? Oder die Sechzehnjährige, die davon träumt, am Samstag mit ihrem Freund shoppen zu gehen, dann aber die Augen aufschlägt und feststellt, dass sie nicht allein in ihrem Zimmer ist. Oder der Vater, der plötzlich aufwacht und denkt: Leck mich doch, kurz bevor ihn der Hammer zwischen die Augen trifft.

In den letzten sechs Stunden meiner Welt, so wie ich sie kannte, gebe ich Ree zu essen. Käsemakkaroni, dazu die Reste vom Putenbraten. Ich schneide einen Apfel in Spalten. Sie isst das feste weiße Fruchtfleisch und lässt die rote Schale zurück. Ich erkläre ihr, dass unter der Schale

die meisten Vitamine sitzen. Ree ist vier, aber sie führt sich auf, als wäre sie vierzehn, verdreht die Augen. Wir haben darüber gestritten, was sie anzieht – sie möchte kurze Röcke, ihr Vater und ich wollen, dass sie längere trägt, sie verlangt einen Bikini, wir bestehen auf einem Einteiler. Schätze, es ist nur noch eine Frage von Wochen, bis sie um den Autoschlüssel bittet.

Danach will Ree auf dem Dachboden auf «Schatzsuche» gehen. Ich sage, es sei Zeit zu baden. Richtiger: zu duschen. Wir steigen immer zusammen in die alte Wanne oben im Badezimmer. Das machen wir so, seit sie zur Welt gekommen ist. Ree seift ihre beiden Barbies und die Quiet-scheente ein. Ich seife Ree ein. Am Ende duften wir beide nach Lavendel, und das ganze Badezimmer mit seinen schwarz-weißen Fliesen steht unter Dampf.

Ich mag unser Ritual im Anschluss an das Bad. Wir hüllen uns in große Handtücher und hüpfen durch den kühlen Flur in Jasons und mein Schlafzimmer, wo wir uns auf dem großen Bett ausstrecken, Seite an Seite wohlighing eingemummelt. Nur die Zehen schauen heraus und berühren einander. Unser dicker gelbroter Kater Mr Smith springt aufs Bett, stiert uns aus seinen großen goldenen Augen an und zuckt mit dem Schwanz.

«Was hat dir heute am besten gefallen?», frage ich meine Tochter.

Ree rümpft die Nase. «Ich weiß nicht mehr.»

Mr Smith findet am Kopfende ein gemütliches Fleckchen und fängt an, sich zu putzen. Er ahnt, was jetzt kommt.

«Für mich war's das Schönste, von der Schule nach Hause zu kommen und mit einer Umarmung begrüßt zu

werden.» *Ich bin Lehrerin. Es ist Mittwoch. Mittwochs bin ich gegen vier zu Hause, Jason geht um fünf. Ree kennt es nicht anders: Daddy ist tagsüber für sie da, Mommy am Abend und in der Nacht. Wir wollen nicht, dass sich Fremde um unser Kind kümmern.*

«Kann ich mir einen Film angucken?», fragt Ree. Wenn wir sie ließen, würde sie nur noch vor dem Fernseher sitzen.

«Nein», antworte ich daher. «Erzähl mir lieber, was ihr heute in der Vorschule gemacht habt.»

«Nur einen kurzen Film», bittet sie und schlägt auch gleich vor: «Veggie Tales!»

«Nein», wiederhole ich und kitzle sie unterm Kinn. Es ist fast acht, und ich weiß, sie ist müde und bockig. So kurz vor dem Schlafengehen möchte ich nicht, dass es zum Streit kommt. «So, und jetzt erzähl mir mal, wie's in der Schule war. Was gab's zu essen?»

Sie löst sich aus meinen Armen und kitzelt mich unterm Kinn. «Möhren.»

«Ach, ja?» Ich kitzle sie hinterm Ohr. «Wer hat sie mitgebracht?»

«Heidi.»

Sie versucht sich an meinen Achseln. Ich halte sie davon ab. «Hattet ihr Kunst oder Musik?»

«Musik.»

«Wurde gesungen oder ein Instrument gespielt?»

«Gitarre!»

Sie hat sich aus dem Handtuch geschält und knufft und kitzelt mich, wo immer sie mit ihren kleinen Fingern schnell genug hinlangen kann. Es ist das letzte Aufbäu-

men vor dem Zusammenbruch am Ende des Tages. Ich wehre sie ab, wälze mich lachend zur Seite und lande mit einem Plumps auf dem Holzboden, was sie noch mehr zum Kichern bringt. Mr Smith hat keinen Sinn für unser allabendliches Spielchen und verlässt das Zimmer.

Ich hole ein langes T-Shirt für mich und ein Nachthemdchen für sie. Gemeinsam putzen wir uns die Zähne vor dem ovalen Spiegel. Ree gefällt es, wenn wir gleichzeitig ausspucken. Zwei Geschichten, ein Lied und eine halbe Folge Veggie Tales später stecke ich sie schließlich ins Bett. Sie schlingt ihre Arme um Lil' Bunny, und Mr Smith rollt sich neben ihren Füßen ein.

Halb neun. Unser kleines Haus gehört jetzt mir. Ich setze mich an den Küchentresen. Trinke Tee, korrigiere Klassenarbeiten, kehre dem Computer den Rücken, damit ich nicht in Versuchung gerate. Die Katzenuhr – ein Weihnachtsgeschenk von Jason an Ree – miaut zur vollen Stunde. Der Laut hallt durchs Haus und lässt es leerer wirken, als es in Wirklichkeit ist.

Ich habe kalte Füße. Es ist März und tagsüber noch kalt. Ich sollte Socken anziehen, bin aber zu faul aufzustehen.

Viertel nach neun. Ich mache meine Runde, verriegele die Hintertür und vergewissere mich, dass alle Fenster geschlossen sind. Als Letztes überprüfe ich die beiden Sicherheitsschlösser der stählernen Eingangstür. Wir leben in South Boston, in einer bescheidenen Siedlung, bewohnt von Vertretern der Mittelschicht, mit von Bäumen gesäumten Straßen und familienfreundlichen Parkanlagen. Jede Menge Kinder, jede Menge weißlackierte Gartenzäune.

Türen und Fenster sind einbruchssicher verstärkt. Wir, Jason und ich, haben unsere Gründe.

Schließlich stehe ich dann doch vor dem Computer. Ich sage mir, es ist Zeit, ins Bett zu gehen. Nur ja nicht an das Ding setzen. Aber ich werde es wohl doch tun. Eine Minute nur. Nachsehen, ob ich neue E-Mails habe. Warum auch nicht?

Im letzten Moment bringe ich ein Maß an Willenskraft auf, von dem ich gar nichts geahnt hatte, und schalte den Computer aus. Auch das gehört zu unseren Hausregeln: Vor dem Zubettgehen muss der Computer ausgeschaltet werden.

Wissen Sie: Ein Computer ist ein Portal, durch das man in Ihr Haus gelangen kann. Selbst wenn Sie das noch nicht wussten, werden Sie es irgendwann noch merken.

Zehn Uhr. Ich lasse in der Küche das Licht für Jason an. Er hat nicht angerufen, scheint also viel zu tun zu haben. Ist wohl in Ordnung so, sage ich mir. Er muss halt viel arbeiten. Für uns bleibt immer weniger Zeit. Kommt in den besten Familien vor, vor allem in denen mit kleineren Kindern.

Ich denke an unseren Urlaub zurück, den wir im Februar hatten, die kleine Auszeit, die je nach Standpunkt des Betrachters entweder das Beste oder das Schlechteste war, was uns passieren konnte. Ich will verstehen. Mir ein Bild machen von meinem Mann, von mir selbst. Es gibt Dinge, die, wenn einmal geschehen, nicht rückgängig zu machen sind, Worte, die, sobald sie ausgesprochen wurden, nicht zurückgenommen werden können.

Von alledem, was ich in den letzten Wochen verbockt

habe, kann ich leider nichts wiedergutmachen, auch wenn ich es noch so sehr versuche, und das bedrückt mich mehr und mehr. Früher einmal habe ich tatsächlich noch geglaubt, Liebe allein könnte über all das hinwegtäuschen. Jetzt weiß ich es besser.

Ich gehe die Treppe hinauf und will ein letztes Mal nach Ree sehen. Vorsichtig stecke ich den Kopf zur Tür hinein. Mr Smiths goldene Augen leuchten mir entgegen. Er bleibt liegen, und ich kann's ihm nicht verdenken. Es ist eine herzige Szene: Ree unter einer pink und grün geblühten Bettdecke zur Kugel zusammengerollt, den Daumen im Mund und mit Zotteln dunkler Locken, die unter der Decke hervorquellen. Sie sieht klein aus, wie das Baby, das ich – ich könnte es schwören – erst gestern bekommen habe. Inzwischen aber sind irgendwie schon vier Jahre vergangen, sie zieht sich selbst an, kann alleine essen und erklärt uns all ihre Ansichten über das Leben.

Ich glaube, ich liebe sie.

Ich glaube, Liebe ist kein adäquater Begriff für das, was ich in mir fühle.

Leise schließe ich die Tür, schleiche in mein Schlafzimmer und schlüpfte unter die blau-grüne Steppdecke – ein Hochzeitsgeschenk.

Die Tür steht einen Spaltbreit offen für den Fall, dass Ree unruhig wird. Für Jason habe ich das Licht im Flur angelassen.

Das Abendritual ist abgeschlossen, alles ist so, wie es sein soll.

Ich lege mich, das Kissen zwischen den Knien und die Hände unterm Ohr, auf die Seite, starre auf alles und

nichts und glaube, müde zu sein. Mir geht all das durch den Kopf, was schiefgelaufen ist, ich wünschte, Jason wäre hier, bin aber gleichzeitig dankbar, dass er es nicht ist. Ich muss mir etwas einfallen lassen – bin aber ratlos.

Ich liebe mein Kind. Ich liebe meinen Mann.

Ich bin ein Idiot.

Und ich erinnere mich an etwas, an das ich seit Monaten nicht gedacht habe. Die Erinnerung ist so flüchtig wie ein Duft: Rosenblätter vor meinem Schlafzimmerfenster, zertreten, welk und halb verdorrt in der Hitze Georgias. Mamas Stimme hallt durch den dunklen Flur: «Ich weiß was, was du nicht weißt ...»

«Pst, pst», flüstere ich jetzt. Ich fahre mir mit der Hand über den Bauch und finde, dass ich zu viele Gedanken auf Dinge verschwende, die ich seit Jahren zu vergessen versuche.

«Pst, pst, pst», flüstere ich wieder.

Und dann ist etwas unten vor der Treppe zu hören ...

In den letzten Momenten, ehe die Welt, wie ich sie kannte, endete, würde ich Ihnen gerne erzählen können, dass ich draußen im Dunkeln eine Eule rufen hörte. Oder dass ich eine schwarze Katze über den Zaun habe springen sehen. Oder dass ich gespürt habe, wie sich mir die Nackenhaare sträubten.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen sagen, dass ich die Gefahr erkannt und wie von Sinnen gekämpft habe. Denn gerade ich sollte doch wissen, wie schnell sich Liebe in Hass verkehrt, Begehren in Besessenheit. Gerade ich hätte es kommen sehen müssen.

Aber ich habe es nicht.

Und als – Gott steh mir bei – sein Gesicht aus dem Schatten vor meiner Tür auftauchte, ging mir spontan durch den Kopf, dass er immer noch so gut aussieht wie damals, als wir uns das erste Mal begegnet sind, und dass ich wieder einmal Lust verspürte, mit dem Finger sein Kinn nachzuzeichnen und ihm mit der Hand ins Haar zu greifen ...

Als ich dann bemerkte, was er in der Hand hielt, dachte ich: Jetzt bloß nicht schreien. Ich musste meine Tochter schützen, meinen kostbaren Liebling, der nebenan im Bett lag und schlief.

Er betrat den Raum, hob beide Hände.

Ich schwöre, ich gab keinen Laut von mir.

2. KAPITEL

Sergeant Detective D.D. Warren war verrückt auf All-you-can-eat-Bufferets. Es ging ihr dabei weniger um Spachtelmassen wie Pasta oder darum, besonders viel vom Braten zu ergattern. Nein, mit den Jahren hatte sie sich eine sehr viel feiner abgestimmte Strategie angeeignet: Phase eins, die Salatbar. Nicht, dass sie ein Fan von Eisbergsalat gewesen wäre. Weil sie jedoch als alleinstehender Workaholic Ende dreißig im eigenen Kühlschrank eher Essen vorfand, dessen Haltbarkeitsdatum abgelaufen war, und auch nicht an Skorbut erkranken wollte – was sie mit ihren Essgewohnheiten durchaus riskierte –, bestand der erste Gang also in der Regel aus frischem Grünzeug.

Phase zwei: dünn geschnittenes Fleisch. Truthahn war okay, Schinken mit Honigkruste schon eine klare Steigerung, Roastbeef eindeutig die Krönung. Sie mochte es kirschrot in der Mitte und vor Blut triefend. Wenn ihr Fleisch, von der Gabel aufgespießt, nicht zuckte, hatte jemand in der Küche ein Verbrechen begangen.

Sie aß es allerdings trotzdem. Allzu viel durfte man von All-you-can-eat-Bufferets eben nicht erwarten.

Also ein bisschen Salat, danach ein paar dünn geschnittene Scheiben Roastbeef. Ignorante Trottel hätten sich daraufhin unweigerlich für Kartoffeln als Fleischbegleiter entschieden. Ausgeschlossen! Als Sättigungsbeilage eigneten sich viel eher mit Cracker-Bröseln panierte Petersfischfilets, vielleicht drei oder vier Jakobsmuscheln und natürlich eisgekühlte Shrimps. Aber auch sautiertes Gemüse käme in Frage, etwa eine kleine Portion von der Brechbohnen-Kasserolle mit knusprig gebratenen Zwiebeln obendrauf. Perfekt.

Das Dessert war natürlich ebenfalls eine sehr wichtige Etappe im Selbstbedienungsprocedere. Käsekuchen fiel in dieselbe Kategorie wie Kartoffeln und Pasta – Anfängerfehler, Finger weg! Besser war es, mit einer Cremespeise oder einem Früchtecocktail zu beginnen. Und für einen Wackelpudding blieb dann immer noch Platz. Oder auch für eine Mousse au Chocolat. Und eine Crème brûlée. Mit Stachelbeeren garniert – der Hammer.

Ja, sie würde sich für Crème brûlée entscheiden.

Schade nur, dass es erst sieben Uhr in der Frühe war und das einzig Essbare in ihrem Loft im North End ein Päckchen Mehl.

D. D. wälzte sich in ihrem Bett auf die Seite, spürte den Magen grummeln und versuchte sich einzureden, dass nur dieser Teil von ihr Hunger hatte.

Draußen hinter den Fenstern war der Morgen grau. Wieder so ein kalter, ungemütlicher Märztag. Normalerweise wäre sie schon auf den Beinen und auf dem Weg ins Präsidium, aber sie hatte gestern einen Fall abge-

schlossen, mit dem sie intensive zwei Monate beschäftigt gewesen war: die Exekution eines aufstrebenden Drogendealers, abgeknallt aus einem vorbeifahrenden Auto. Bei der Schießerei hatte es auch eine Mutter erwischt, die zufällig mit zwei kleinen Kindern in der Nähe gewesen war – und das nur drei Straßenecken von der Bostoner Polizeidirektion in Roxbury entfernt, was bei aller Tragik einer Beleidigung gleichkam.

Die Presse stand kopf. Anwohner hatten Mahnwachen organisiert und für mehr Sicherheit auf den Straßen protestiert.

Prompt war auf Veranlassung des Polizeipräsidenten eine Taskforce eingerichtet worden, angeführt – wie hätte es anders sein können? – von D.D., denn eine hübsche Blondine würde von der Presse natürlich nicht annähernd so hart rangenommen werden wie ein Kollege im ausgebeulten Anzug.

D.D. hatte nichts dagegen gehabt. Wieso auch, dafür lebte sie schließlich. Blitzlichtgewitter, eine hysterische Öffentlichkeit und rotgesichtige Politiker. Nur zu. Sie steckte die Medienschelte weg, zog sich dann hinter verschlossene Türen zurück und trommelte ihr Team zusammen. Glaubte da tatsächlich irgend so ein Spinner, während ihrer Dienstzeit eine ganze Familie abknallen zu können? Von wegen.

Sie hatten eine Liste der üblichen Verdächtigen angelegt und gehörig Druck gemacht. Sechs Wochen später war es so weit. Sie stürmten eine verlassene Lagerhalle in Hafennähe und zerrten ihren Mann aus seinem dunklen Versteck ins grelle Sonnenlicht. Bei laufenden Kameras.

Sie und ihr Team waren für vierundzwanzig Stunden Helden. Aber der nächste Vogel würde nicht lange auf sich warten lassen, und dann ging alles wieder von vorn los, das war der Lauf der Welt. Scheißen, wischen, abspülen. Und wieder scheißen.

Sie seufzte, warf sich von einer Seite auf die andere, fuhr mit der Hand über ihre besonders fadendichten Laken und seufzte wieder. Sie musste endlich aufstehen. Duschen. Wertvolle Zeit vergeuden, um Wäsche zu waschen und das Chaos in den Griff zu bekommen, das sich auf unerklärliche Weise ihrer Wohnung bemächtigt hatte.

Wieder dachte sie an das Buffet. Und an Sex, an heißen, wilden, aufreibenden Sex. Sie wollte mit den Händen einen steinharten Arsch packen. Sie wollte, dass sich Arme wie Stahlbänder um ihre Hüften schlangen. Sie wollte Bartstoppeln zwischen den Schenkeln scheuern spüren, während ihre Fingernägel diese kühlen weißen Laken in Fetzen rissen.

Verdammt nochmal. Sie warf die Decke zurück und verließ, nur mit T-Shirt und Höschen bekleidet, frustriert das Schlafzimmer.

Sie würde in ihrer Wohnung aufräumen. Eine Runde joggen. Ein Dutzend Doughnuts essen.

Sie schaffte es in die Küche, kramte die Dose Espressobohnen aus dem Kühlschrank, fand die Kaffeemühle und machte sich an die Arbeit.

Sie war jetzt achtunddreißig – um Himmels willen –, eine engagierte Ermittlerin, die fast immer nur arbeitete, weshalb sie sich manchmal ein bisschen einsam vorkam,

so ganz ohne einen strammen Gatten oder kleine Hosenscheißer auf allen vieren. Aber jetzt war es zu spät, um sich anders zu entscheiden.

Sie schüttete den frisch gemahlten Espresso in den winzigen Goldtrichter und drückte den Schalter. Die Maschine fing zu fauchen an. Der Duft beruhigte sie ein wenig. Sie machte sich daran, Milch aufzuschäumen.

Das Loft in North End hatte sie vor drei Monaten gekauft. Es war eigentlich viel zu chic für einen Cop und für sie nur dank des implodierenden Wohnungsmarktes von Boston erschwinglich gewesen. Spekulanten hatten gebaut, aber der Markt zog nicht mit. Plötzlich bot sich auch einfachen Arbeitern wie D.D. die Chance auf ein gutes Leben. Die Wohnung gefiel ihr. Offen, luftig, minimalistisch. Und wenn sie denn einmal zu Hause war, fand sie, dass es doch ganz schön wäre, häufiger zu Hause zu sein. Nicht wirklich, nur in Gedanken.

Mit der fertig zubereiteten Latte macchiato trat sie an die Fensterfront über der geschäftigen Seitenstraße. Immer noch unruhig, wie aufgedreht. Sie mochte den Ausblick auf die Straße voller Menschen, die es eilig hatten. Jede Menge individuelle Geschichten mit kleinen Dringlichkeiten. Niemand konnte sie sehen, geschweige denn auf irgendeine Gefälligkeit anhauen. Na bitte, sie hatte dienstfrei, und doch ging das Leben weiter. Keine schlechte Lektion für eine Frau wie sie.

Sie blies in den Berg aus Milchschaum, nippte an der Tasse und spürte, wie sich die innere Spannung noch ein bisschen mehr entknotete.

Sie hätte nicht zu dieser Hochzeit gehen sollen. Punkt.

Eine Frau ihres Alters sollte alle Hochzeiten und Babypräsentationen boykottieren.

Verfluchter Bobby Dodge. Am Jawort hatte er sich tatsächlich fast verschluckt. Und Anabelle – unanständig reizend in ihrem schulterfreien weißen Brautkleid – hatte tatsächlich geweint. Und dann tappte Bella, die Hündin, mit zwei goldenen Bändern, zu einer Riesenschleife um das Halsband gewickelt, durch den Mittelgang nach vorn.

Wie zum Teufel sollte man da nicht ein bisschen emotional reagieren? Vor allem wenn Musik gespielt wurde und alle auf Etta James' «At Last» zu tanzen anfangen – bis auf einen selbst, weil man vor lauter Arbeit nicht rechtzeitig einen Tanzpartner gefunden hatte.

D.D. trank mehr von ihrer Latte, stierte hinab auf das geschäftige kleine Treiben und grämte sich.

Bobby Dodge war verheiratet. Er hatte jemand Besseres gefunden als sie, und damit war der Fall erledigt. Er war verheiratet, und sie ...

Verdammt, sie wollte flachgelegt werden.

D.D. hatte sich gerade ihre Laufschuhe zugebunden, als das Handy klingelte. Sie schaute auf das Display, krauste die Stirn und hielt den Apparat ans Ohr.

«Sergeant Warren», meldete sie sich, kurz angebunden.

«Guten Morgen, Sergeant. Hier Detective Brian Miller, Revier C-6. Tut mir leid, wenn ich störe.»

D.D. zuckte mit den Achseln und wartete. Weil aber der Detective nicht sofort nachlegte, fragte sie: «Wie kann ich Ihnen helfen, Detective Miller?»

«Tja, da wäre etwas ...» Es wurde wieder still in der Leitung, und wieder wartete D.D.

Das Revier C-6 war die für den Süden der Stadt zuständige Dienststelle des Bostoner Police Departments. Als Sergeant des Morddezernats hatte D.D. kaum mit Detectives vom C-6 zu tun. South Boston war kein besonders heißes Pflaster. Diebstahl, Einbruch, Raub, so etwas gab es, ja. Aber nur selten Mord und Totschlag.

«Um fünf Uhr heute Morgen ist ein Anruf bei uns eingegangen», erklärte Miller schließlich. «Von einem Ehemann, der angab, nach Hause gekommen zu sein und festgestellt zu haben, dass seine Frau weg ist.»

D.D. setzte sich auf den Stuhl und hob eine Braue. «Er ist um fünf nach Hause gekommen?»

«Um fünf hat er angerufen. Sein Name ist Jason Jones. Sagt Ihnen das was?»

«Sollte es?»

«Er arbeitet als Reporter für den *Boston Daily*. Deckt den Lokalbereich für South Boston ab und schreibt längere Artikel über das, was im Stadtrat oder in Ausschüssen passiert. Anscheinend arbeitet er hauptsächlich nachts. Am Mittwoch ging's um die städtische Wasserversorgung. Dann wurde er zu einem Hausbrand gerufen. Wie auch immer, gegen zwei in der Nacht hat er das Büro verlassen und ist nach Hause zurückgekehrt. Seine vierjährige Tochter fand er schlafend in ihrem Zimmer vor, aber seine Frau war verschwunden.»

«Verstanden.»

«Die Kollegen, die als erste vor Ort waren, haben sich routinemäßig umgesehen», fuhr Miller fort. «Das Auto

der Vermissten steht vor dem Haus, ihre Handtasche und die Hausschlüssel liegen auf dem Küchentresen. Keinerlei Spuren gewaltsamen Eindringens, aber oben im Schlafzimmer ist eine Nachttischlampe zerbrochen, und eine blau-grüne Steppdecke scheint zu fehlen.»

«Okay.»

«Dem ersten Anschein nach hat eine Mom ihr Kind alleingelassen. Die Kollegen vor Ort haben Meldung erstattet. Und meinen Boss informiert. Wir haben daraufhin die ganze Nachbarschaft abgegrast, in sämtlichen Geschäften nachgefragt, Freunde und Verwandte aufgesucht und so weiter und so fort. Um es kurz zu machen, es hat sich bislang kein einziger Hinweis ergeben.»

«Ist keine Leiche aufgetaucht?»

«Nein, Ma'am.»

«Blutspritzer? Fußabdrücke, kollaterale Schäden?»

«Nur die kaputte Nachttischlampe.»

«Ist das ganze Haus durchsucht worden? Speicher, Keller, Zwischenböden?»

«Wir bemühen uns.»

«Was soll das heißen?»

«Der Ehemann ist ... nicht besonders kooperativ.»

«Blödsinn.» Und plötzlich hatte D.D. eine Antwort auf die Frage, warum ein Bezirkspolizist wegen einer vermissten Frau eine Mitarbeiterin des Morddezernats anrief. Und warum diese Mitarbeiterin nun ihr Jogging streichen konnte. «Diese Mrs Jones ist nicht zufällig jung, weiß und gut aussehend?»

«Dreiundzwanzig Jahre alt, blond und Lehrerin. Mit einem Lächeln, das jeden Fernseher aufleuchten lässt.»

«Bitte sagen Sie jetzt nicht, dass Sie all das auch über Funk durchgegeben haben.»

«Warum habe ich wohl Ihr Handy angewählt?»

«Wie lautet die Adresse? Geben Sie mir zehn Minuten, Detective Miller. Bin gleich zur Stelle.»

D.D. ließ die Laufschuhe im Wohnzimmer zurück, die Turnhose im Flur und das Sporthemd im Schlafzimmer. Jeans, ein weißes, vorn zugeknöpftes Top, ein Paar Lederstiefel, und sie war fertig für draußen. Sie klippte den Pager an den Gürtel, hängte sich ihre Ausweise um den Hals und steckte das Handy in die Gesäßtasche.

Eine letzte kurze Pause vor der Garderobe, wo sie ihre Lieblingsjacke aus karamellfarbenem Leder vom Bügel nahm.

Und schon war Sergeant Warren unterwegs zur Arbeit, die sie liebte.

South Boston hat selbst für Bostoner Maßstäbe eine lange, bunte Geschichte. Mit dem Bankenviertel auf der einen und dem blauen Meer auf der anderen Seite ist dieser Stadtteil so was wie ein malerisches Fischernest mit allen Annehmlichkeiten großstädtischen Lebens. Ursprünglich stammten die Anwohner eher vom unteren Ende der gesellschaftlichen Skala. Einwanderer, hauptsächlich aus Irland, hausten in verlausten Mietskasernen – bis zu dreißig Personen in einem Raum –, schiefen auf Stroh und teilten sich einen Eimer als Latrine. Das Leben war hart, von Krankheit und Seuchen geplagt, und die Armut war jedermanns ständiger Begleiter.

Schnellvorlauf um hundertfünfzig Jahre: «Southie» war nunmehr weniger Wohngegend als ein *Way of Life*. Der brachte Whitey Bulger hervor, einen der berühmtesten Gangsterbosse Bostons, der während der Siebziger in der sozialen Randlage seine persönliche Spielwiese gefunden hatte, die eine Hälfte der Anwohnerschaft an die Nadel brachte und die andere in seinen Dienst stellte. Mit dem Viertel ging es aber dennoch weiter, Nachbarn kümmerten sich umeinander, und aus jeder Generation taffer Überlebenskünstler gingen neue taffe Überlebenskünstler hervor. Außenseiter blickten da nicht durch, aber das war den Southies nur recht so.

Unglücklicherweise ging dieser Stadtteilcharakter verloren. Als eines Jahres ein Großereignis am Hafen stattfand, kamen Heerscharen von Yuppies in die vergessene Gegend aus ärmlichen Wohnblocks und pockennarbigen Straßen und entdeckten das Meerpanorama, die vielen Grünflächen und guten katholischen Schulen. Zehn Minuten von der Stadtmitte Bostons entfernt gab es hier eine Gegend, in der sich samstags morgens eigentlich nur eine Frage stellte: ob man nach rechts in den Park oder nach links zum Strand gehen sollte.

Unnötig zu erwähnen, dass diese Leute bald ihre Immobilienmakler fanden, und ehe man sich's versah, entstanden millionenteure Eigentumsapartments am Wasser, während die alten dreistöckigen Wohnhäuser Preise erzielten, die einen schwindelig machten.

Die Gemeinde in South Boston veränderte sich grundlegend – sowohl was die ökonomischen Verhältnisse betraf, als auch die ethnische Zusammensetzung. Gleich

blieben die großen Parks und baumgesäumten Straßen. Zu den irischen Pubs kamen schicke Cafés hinzu. Und zu den kinderreichen Familien mischten sich aufstrebende Singles. Ein angenehmes Wohnviertel, wenn man sich denn hier früh genug eingekauft hatte.

D. D. ließ sich von ihrem GPS zu der Adresse lotsen, die ihr Detective Miller genannt hatte, und stand schließlich in Ufernähe vor einem hübschen kleinen Haus, braun und cremefarben gestrichen, mit einem winzigen Rasen davor und überragt von einem noch kahlen Ahornbaum. Zwei Gedanken drängten sich ihr gleichzeitig auf. *Ein Landhaus in Boston? Und: Tüchtig, dieser Detective Miller!* Seit der Meldung waren fünfeinhalb Stunden vergangen, aber nichts deutete hier auf ein Verbrechen hin, keine gelben Bänder, die den Tatort abgrenzten, keine Streifenwagen und, besser noch: keine Presse. Haus und Straße lagen ruhig da. Die sprichwörtliche Ruhe vor dem Sturm.

D. D. fuhr dreimal um den Block, bevor sie schließlich ein paar Straßen weiter unten parkte. Wie Miller wollte auch sie Aufsehen vermeiden.

Die Fäuste in den Taschen und mit eingezogenen Schultern, um sich vor der Kälte zu schützen, ging sie zu Fuß zurück und sah den Kollegen im Vorgarten auf sie warten. Er war kleiner als erwartet, hatte schütteres braunes Haar und einen Siebziger-Jahre-Schnauzbart. Seinem Erscheinungsbild nach war er bestens geeignet, verdeckt zu ermitteln, ganz unauffällig. Niemand würde ihn zur Kenntnis nehmen, geschweige denn bemerken, dass er herumschnüffelte. Außerdem hatte er die bleiche Hautfarbe eines Mannes, der die meiste Zeit unter Ne-

onleuchten zubrachte. Ein typischer Bürohengst, dachte D.D., musste aber sogleich ihr Urteil revidieren.

Miller kam über den Rasen auf sie zu und schloss sich ihr an. Im Gleichschritt schlenderten beide weiter. Polizeiarbeit hatte manchmal auch ein bisschen was von Schauspielerei. Heute mimten sie ein Paar beim Morgenspaziergang. Millers zerknitterter brauner Anzug war für einen solchen Anlass vielleicht ein wenig zu vornehm, D.D. hingegen sah in der engen Hose und ihrer Lederjacke einfach umwerfend aus.

«Sandra Jones arbeitet in der Mittelschule», begann Miller. Er sprach leise und gehetzt. «Gemeinschaftskunde, sechste Klasse. Zwei Kollegen sind noch vor Ort und stellen Fragen, aber es scheint, dass niemand etwas von ihr gehört hat, seit sie gestern gegen halb vier die Schule verließ. Wir haben in der näheren Umgebung sämtliche Geschäfte und Kneipen abgeklappert. Nichts. Die Spüle ist voller Geschirr, auf dem Küchentisch liegen ihre Handtasche und ein Stapel korrigierter Klassenarbeiten. Laut Auskunft des Ehemanns macht sich Sandra immer erst dann an ihre Arbeit, wenn sie ihre Tochter um acht ins Bett gebracht hat. Wir gehen davon aus, dass sie mit ihrer Tochter mindestens bis halb neun, neun zu Hause war. Auf ihrem Handy sind nach sechs keine ein- oder ausgehenden Anrufe aufgelistet. Ob übers Festnetz telefoniert wurde, wird gerade überprüft.»

«Gibt es Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins?», fragte D.D. Die Sonne hatte sich endlich durch die graue Wolkendecke gebrannt, doch es blieb kalt, und der Wind, der vom Meer herbeiwehte, drang ihr durch die Lederjacke.

«Nein, nur ihr Vater. Lebt in Georgia, die beiden haben sich allerdings ziemlich entfremdet. Der Ehemann wollte nichts Näheres dazu sagen. Nur dass diese alte Geschichte für ihr Verschwinden ohne Belang sei.»

«Nett, dass der Gatte uns das Denken abnimmt. Haben Sie sich mit dem Vater in Verbindung gesetzt?»

«Ich hätte es getan, wenn ich wüsste, wie er heißt.»

«Hat der Ehemann den Namen nicht genannt?» D. D. war verblüfft.

Miller schüttelte den Kopf. Auch er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und atmete dünne Dampfwölkchen aus. «Sie werden ihn noch kennenlernen. Machen Sie sich auf was gefasst. Haben Sie schon mal diese TV-Serie gesehen, die im Krankenhaus spielt?»

«*Emergency Room?*»

«Nein. Kommt mehr Sex drin vor.»

«*Grey's Anatomy?*»

«Genau die. Wie war noch gleich der Name dieses Arztes? McDuff, McDevon ...»

«McDreamy?»

«Stimmt. Mr Jones könnte ein Zwillingbruder sein. Der gleiche Dreitagebart und dieses Gefransel auf dem Kopf. Ich kann's mir schon lebhaft vorstellen, wenn der auf den Titelseiten erscheint, wird er mehr Fanpost bekommen als Scott Peterson. Schätze, uns bleiben noch rund zwanzig Stunden. Entweder Sandra Jones ist bis dahin gefunden, oder wir sind am Arsch.»

D. D. seufzte. Die beiden hatten das Ufer erreicht und bogen nach rechts. «Männer sind nicht zurechnungsfähig», murmelte sie ungeduldig. «Mittlerweile kommt

im Wochenrhythmus irgendein gutaussehender, vom Leben verwöhnter Typ daher und versucht seine Eheprobleme zu lösen, indem er seine Frau umbringt und behauptet, sie sei verschwunden. Und sofort stürzt sich die Presse darauf –»

«Wir haben eine Wette laufen. Fünf zu eins auf Nancy Grace, vier zu eins auf Greta Van Susteren.»

D. D. warf ihrem Kollegen einen schiefen Blick zu. «Woche für Woche das gleiche Spiel. Die Polizei stellt eine Sondereinheit auf die Beine, Freiwillige durchkämmen die Wälder, die Küstenwache siebt den Hafen durch, und was dann?»

Miller schaute sie fragend an.

«Die Leiche der Frau wird gefunden, und der Ehemann landet zwanzig Jahre bis lebenslänglich im Knast. Sollte man nicht meinen, dass inzwischen mindestens einer dieser Typen begriffen hat, dass es besser ist, eine altmodische Scheidung durchzuziehen?»

Miller hatte dazu nichts zu sagen.

D. D. seufzte wieder und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. «Na schön, was sagt Ihr Bauch? Glauben Sie, die Frau ist tot?»

«Wahrscheinlich», antwortete Miller geradeheraus. «Zerbrochene Lampe, fehlende Steppdecke. Vermutlich ist darin die Leiche eingewickelt und weggeschafft worden. Und weil solche Decken schön saugfähig sind, haben wir kein Blut gefunden.»

«Glauben Sie, der Ehemann war's?»

Miller zog ein zusammengefaltetes gelbes Blatt Papier aus der Innentasche seines braunen Sportjacketts und

reichte es ihr. «Das wird Ihnen gefallen. Der Ehemann war zwar, wie gesagt, nicht gerade kooperativ, hat uns aber erklärt, wo und wie er den gestrigen Abend zugebracht hat, und darüber hinaus auch gleich Namen und Telefonnummern von Personen genannt, die dies bezeugen können.»

«Donnerwetter, das nenne ich umsichtig.» D.D. faltete das Blatt auseinander und überflog die Liste der Namen. An erster Stelle stand *Larry Wade, Brandschutzmeister*, dann *James McConnagal, Massachusetts State Police*. Es folgten drei weitere Namen von Kollegen der Bostoner Polizei. D.D. traute ihren Augen nicht. Vor Wut fingen ihre Hände zu zittern an. «Was ist dieser Typ nochmal von Beruf?»

«Reporter. Bei der *Boston Daily*. Letzte Nacht ist ein Haus abgebrannt. Er behauptet, da gewesen zu sein, um zu berichten, zusammen mit all diesen ehrenwerten Herren.»

«Na wunderbar. Haben Sie schon bei einem von denen nachgefragt?»

«Nein, ich weiß doch ohnehin, was sie sagen werden.»

«Dass sie ihn gesehen, aber nicht weiter auf ihn geachtet haben», führte D.D. aus. «Da stand ja schließlich ein Haus in Flammen, und alle waren fleißig im Einsatz. Vielleicht hat er diese Leute um ein Statement gebeten, um sich ein Alibi zu verschaffen, und ist dann unbemerkt verschwunden ...»

«Mag sein. Ein besseres Alibi gibt's kaum. Es wird von einem halben Dutzend unserer eigenen Leute bestätigt. Sie haben ihn gesehen. Ob er auch die ganze Zeit über

vor Ort war, steht auf einem anderen Blatt. Und was heißt das?» Miller fuchtelte mit dem ausgestreckten Zeigefinger herum. «Lassen Sie sich von Mr Jones nicht an der Nase herumführen. Er sieht nicht nur gut aus, sondern scheint auch was auf dem Kasten zu haben. Unfair, wie Vorzüge verteilt sind.»

D.D. reichte ihm das Blatt Papier zurück. «Berät er sich mit einem Anwalt?» Sie hatten die Straßenecke erreicht und machten in stummem Einverständnis kehrt. Der Wind blies jetzt von vorn und schleuderte ihnen die scharfe Feuchtigkeit vom Meer ins Gesicht.

«Noch nicht. Er weigert sich schlichtweg, auf unsere Fragen zu antworten.»

«Haben Sie ihn vorgeladen?»

«Ja, aber er verlangt einen richterlichen Beschluss.»

D.D. zog die Augenbrauen zusammen. Dieser Mc-Dreamy war in der Tat nicht auf den Kopf gefallen. Zumindest wusste er um seine Rechte besser Bescheid als der Durchschnitt. Interessant. Sie senkte den Kopf und wandte ihr Gesicht vom Wind ab. «Keine Spuren gewalt-samen Eindringens?»

«Nein. Und was halten Sie davon: Sowohl Eingangs- als auch Hintertür sind aus Stahl.»

«Tatsächlich?»

«Ja. Mit Doppelzylinder. Oh, und fast alle Fenster sind zusätzlich mit Sperrbügel abgesichert.»

«Wie bitte? Und was sagt Mr Jones dazu?»

«Auch auf diese Frage hat er nicht geantwortet.»

«Gibt es eine Alarmanlage? Videoüberwachung vielleicht?»

«Zweimal nein. Auch keine Nanny Cam. Ich habe mich erkündigt.»

Sie näherten sich jetzt dem Haus, jenem hübschen Fünfundzwanzig-Jahre-Landhaus, das wie Fort Knox befestigt zu sein schien.

«Stahltüren», murmelte D.D. «Keine Videoüberwachung. Da fragt man sich, was das soll. Schutz vor Einbrechern oder Ausbrechern?»

«Glauben Sie, die Frau wurde missbraucht?»

«Soll vorkommen. Sie sagten, da sei noch ein Kind.»

«Ein Mädchen von vier Jahren. Clarissa Jane Jones, genannt Ree.»

«Schon mit ihr gesprochen?»

Miller zögerte. «Sie hat die ganze Zeit über auf dem Schoß ihres Vaters gesessen und wirkte ziemlich verschüchtert. Er hätte mit Sicherheit nicht zugelassen, dass ich allein mit ihr rede, also hab ich's gar nicht erst versucht. Nachzuhören lohnt sich erst, wenn wir ein paar Informationen mehr haben.»

D.D. nickte. Kinder zu befragen war heikel. Manche Kollegen verstanden sich darauf, andere nicht, und zu letzteren zählte offenbar auch Miller. Wohl unter anderem auch deshalb gehörte D.D. einer höheren Besoldungsgruppe an.

«Steht Jones unter Aufsicht?», fragte sie. Die beiden stiegen ein paar Stufen hinauf und gelangten vor eine grüne Fußmatte, auf der in blauen Lettern und von gelben Blumen umkränzt das Wort *Willkommen* stand. Die hat wahrscheinlich das kleine Mädchen ausgesucht, dachte D.D.

«Vater und Tochter sind im Wohnzimmer, zusammen mit einem Kollegen, der auf sie aufpasst. Mehr ist momentan nicht drin.»

«Momentan», wiederholte sie, immer noch den Blick auf die Fußmatte gerichtet. «Sie haben das ganze Haus durchsucht?»

«Zu neunzig Prozent.»

«Auch die Autos?»

«Ja.»

«Außengebäude?»

«Ja.»

«Geschäfte, Nachbarn, Freunde, Verwandte, Kollegen – überall umgehört?»

«Wir sind dabei.»

«Und von Sandra Jones immer noch keine Spur.»

Miller warf einen Blick auf seine Armbanduhr. «Wir suchen seit ungefähr sechs Stunden, bislang vergeblich.»

«Aber im Schlafzimmer deutet einiges auf ein Verbrechen hin. Wir haben in der vierjährigen Tochter eine potenzielle Zeugin und in Sandras Ehemann, dem Journalisten, einen potenziellen Täter. Ist das so richtig zusammengefasst?»

«In etwa.» Miller deutete auf die Eingangstür und verriet einen ersten Hinweis auf Ungeduld. «In welcher Reihenfolge wollen Sie vorgehen? Haus, Ehemann oder Kind?»

D. D. legte die Hand auf den Türknauf. Ihr Bauchgefühl hatte eine Antwort. Trotzdem wollte sie sich die Frage nochmal durch den Kopf gehen lassen. Die ersten Stunden nach Eingang einer Meldung, die offenließ, ob ein

Verbrechen vorlag oder nicht, waren entscheidend für jede Ermittlung. Es gab womöglich Verdachtsmomente, aber keine klaren Indizien, auffällige Personen vielleicht, aber keine Hauptverdächtigen. Also kein Ende, an dem man den Fall zu fassen bekam.

D. D. seufzte. Ihr war klar, dass sie so bald nicht würde nach Hause zurückkehren können, und in diesem Wissen traf sie ihre Wahl.